

Anhaltspunkt dafür, dass es sich bei dem Befund um ein zur zerstörten Burg Nienbrügge gehörendes Nebengebäude handeln könnte.

Unser kleines »Guckloch« in die Hammer Vergangenheit ist mittlerweile wieder verfüllt, vor Ort weist nichts mehr auf die Besonderheit dieser Stelle hin – aber diese ersten Ergebnisse haben bereits neue Erkenntnisse geliefert. Auf jeden Fall muss ein derartig wichtiger Ort der Hammer Stadtgeschichte in Zukunft vor weiterer Zerstörung geschützt werden – und hoffentlich ist es in baldiger Zukunft noch einmal möglich, eine weitere Grabung anzuschließen, die uns bei der Einordnung dieses spannenden Platzes – Burg Nienbrügge oder nicht? – weiterhilft.

Summary

A fieldwalking programme carried out in the Borgstätte area led to the discovery of large amounts of high medieval pottery and rubble on the surface of the field. A subsequent test excavation mounted in 2011 uncovered the remains of a building with stone foundations. It may have been an outbuilding of Nienbrügge Castle, which was razed to the ground in 1226 and had previously been believed to be located in the neighbouring Steinwinkel area.

Samenvatting

In Hamm-Heessen werden bij een veldverkenning op het terrein van Borgstätte, aan de oppervlakte van de akkers, grote hoeveelheden hoogmiddeleeuws aardewerk en stukken natuursteen aangetroffen. Bij een daarop volgend onderzoek in 2011 zijn de resten van een gebouw met stenen fundamenteën blootgelegd. Het zou hierbij kunnen gaan om een bijgebouw van de in 1226 geslechte burcht Nienbrügge, waarvan tot nu toe werd aangenomen dat deze op het nabijgelegen grondgebied van Steinwinkel lag.

Literatur

Levold von Northof, Die Chronik der Grafen von der Mark. Übersetzt und erläutert von Hermann Flebbe (Münster 1955). – **Georg Eggenstein**, Bis 1225 – Burg und Stadt Nienbrügge. In: Georg Eggenstein/Ellen Schwinzer, Zeitspuren – Die Anfänge der Stadt Hamm. Notizen zur Stadtgeschichte 8 (Hamm 2001) 49–59.

Gerard Jentgens,
Regina Machhaus

Mittelalter

Wohlfeiler Tand? Ein mittelalterlicher Glasring aus Dortmund, Kuckelke 10

Kreisfreie Stadt Dortmund, Regierungsbezirk Arnsberg

Auf dem Grundstück Kuckelke 10 im Nordosten des um 1200 befestigten Dortmund Stadtgebiets gab der Neubau eines Geschäftshauses Gelegenheit, die Parzelle im Auftrag der Stadtarchäologie Dortmund archäologisch zu untersuchen (**Abb. 1**). Neben einem Brunnen und verschiedenen Baubefunden vom Mittelalter bis zur Neuzeit dominierten vor allem Gruben das Grabungsareal. Aus einem solchen Befund konnte u. a. ein zierlicher Glasring aus gelblich transluzidem Glas geborgen werden, dessen Schauseite mit sechs paarweise angeordneten Schrägkerben verziert ist (**Abb. 2**). Angesichts des geringen Innendurchmessers von 15 mm darf

man vermuten, dass der Ring die Hand eines Mädchens oder einer zierlichen jungen Frau schmückte. Aufgrund der ebenfalls gefundenen Keramik lässt sich die Verfüllung der Grube ins 13. Jahrhundert datieren.

In der »Schedula diversarum artium«, einem Handbuch zum Kunsthandwerk, das um 1100 entstand, wird die Herstellung solcher Glasringe ausführlich geschildert. Der Autor mit dem Pseudonym Theophilus Presbyter ist vermutlich mit dem Benediktinermönch und Goldschmied Roger von Helmarshausen identisch. Für die Produktion der Glasringe, so führt Theophilus aus, benutzte man den »Bratspieß«, ein Werkzeug aus einem Holz-



Abb. 1 Dortmund, Kuckelke 10, Gruben im Schnitt. Links Grube F42, in der der gläserne Fingerring gefunden wurde (Foto: Jentgens & Partner Archäologie/G. Jentgens).

schaft mit Eisenspitze und einem scheibenförmigen Handschutz (Abb. 3). Mit der erwärmten Eisenspitze wurde Glasmasse aus dem Ofen entnommen und durch Einrammen des Spießes in einen Holzpfehl durchbohrt. Danach folgte das Aufweiten des Rings über der konischen Spitze, indem man Werkstück und Spieß wiederholt erhitzte und schnell drehte.

Der D-förmige Querschnitt des Dortmunder Fundstücks, der auch für die überwiegende Zahl anderer Glasfingerringe typisch ist, deckt sich gut mit der beschriebenen Herstellungstechnik. Bei genauer Betrachtung des Rings sind jedoch eine feine Horizontalnaht und ein nicht vollständig verschmolzenes Fadenende erkennbar. Angesichts weiterer Parallelfunde darf man die Schilderung des Theophilus dahingehend ergänzen, dass zur Herstellung des Rings ein Glasfaden aus der Schmelze entnommen und um den Konus gewickelt wurde. Obwohl diese Wickeltechnik aus einem Faden eine Torsionsverzierung erlauben würde, ahmen die schräg verlaufenden Rippen diese nur nach. Vermutlich kerbte man, technisch einfacher, die noch weiche Glasmasse mit einem Holzspatel oder einem ähnlichen Hilfsmittel. Die unregelmäßige Anordnung der Kerben auf der Schauseite unterstreicht die insgesamt nachlässige Ausführung des Rings.

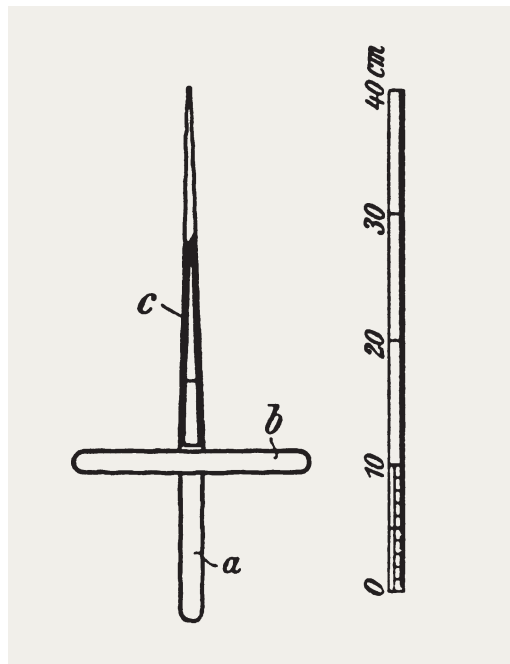
Neben gelben Exemplaren belegen andere archäologische Funde von Glasfingerringen auch die Farben Grün, Blau und Schwarz und die entsprechenden Zwischentöne. Noch bunter und damit auch sicherlich attrakti-



Abb. 2 Gläserner Fingerring aus der Grube F 42. Innendurchmesser 15 mm (Foto: Jentgens & Partner Archäologie/G. Jentgens).

ver für den Käufer waren Ringe mit andersfarbigen Glasfadeneinlagen. Darüber hinaus ist eine Vielfalt verschiedener Ringformen zu beobachten, die von schlichten Ringen bis zu solchen mit plastischen Applikationen reicht. Auch für die in Dortmund vertretene Variante mit Kerben lassen sich Parallelen aufzeigen. Dieser am nächsten verwandt ist ein schräg gekerbter Glasring aus der Wüstung Marsleben, 2 km nordwestlich von Quedlinburg in Sachsen-Anhalt (Abb. 4). Das befestigte Dorf, das um 1400 wüst fiel, zeichnete sich durch Steinbauten, eine Kirche und einen Kleinadelssitz aus. Wie das Dortmunder Fundstück stammen aus städtischen Strukturen Exemplare aus Schleswig, Schleswig-Holstein, Braunschweig, Niedersachsen, und Hörter, Kreis Hörter, von denen die Ringe aus Schleswig und Hörter sogar eine echte Torsionsverzierung aufweisen (Abb. 5). Während in Braunschweig Glasringe nur als Zeichen frü-

Abb. 3 Rekonstruktion des bei Theophilus Presbyter beschriebenen Spießes zur Herstellung von Glasringen (a: Holzschaft; b: Handschutz; c: Eisen spitze) (Zeichnung nach: Theobald 1933, Abb. 47).



her Glasverwendung im 12. und 13. Jahrhundert bewertet werden, lassen sich in Höxter weiter reichende Zusammenhänge erkennen. Zum einen kann die Herstellung von Glasringen in den Glashütten der Umgebung ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als wahrscheinlich gelten, zum anderen weist eine Konzentration der Funde am Brückenmarkt auf die Verhandlung der Schmuckstücke am Ort hin.

Abb. 4 Fingerringe aus der Wüstung Marsleben, Sachsen-Anhalt. Innendurchmesser 16 mm bis 20 mm (Foto: Demuth 2006, Abb. 14).



Selbst in Südschweden lässt sich der Dortmunder Ringtyp nachweisen. Die Siedlung Skånör in Schonen war ab dem 12. und verstärkt

im 13. Jahrhundert durch den Heringsfang in den Fernhandel u. a. mit der Hanse eingebunden. Diese Strukturen ebneten wahrscheinlich auch den Weg für die Verbreitung der Glasringe. Zwei weitere Exemplare stammen aus Sigtuna in der Provinz Uppland, einer im Mittelalter bedeutenden Stadt. Dort konnte in den Handwerkervierteln auch eine entsprechende Glasverarbeitung nachgewiesen werden.

Innerhalb der Gesamtverbreitung der Glasfingerringe vom Westen Russlands, über das Baltikum, Weißrussland, Ukraine, Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Slowenien und Österreich bis nach Deutschland, England und Schweden finden sich ähnliche Stücke immer wieder weit voneinander entfernt, sodass in der Literatur eine Herstellung durch spezialisierte Wanderhandwerker thematisiert wird. Inzwischen gewinnt aber die Vorstellung ortsfester Werkstätten, eingebunden in die Produktions- und Vertriebsstrukturen überregional aktiver Handelszentren, an Bedeutung.

Für die Schrägkerben und die Torsionsverzierung lässt sich eine Beziehung zu tordiertem Metallschmuck in wikingischen und angelsächsischen Zusammenhängen herstellen. Noch deutlicher wird die Nachahmung von Metallformen bei Glasringen mit einer scheibenförmigen Applikation (»Platte«), die sich klar an Siegelringe anlehnen (Abb. 5). Varianten mit konisch von der Schiene abgesetzter Scheibe imitieren Fassung und Stein eines Metallerings. Daher muss erwogen werden, ob die Glasringe nur Surrogate metallener Formen waren, was einen deutlich geringeren Wert impliziert. Damit eng verknüpft ist die Frage nach den Käufer- und Trägerinnen und ihrem sozialen Rang. Archäologischen Antwortversuchen, z. B. anhand der Verbreitung der Ringe über verschiedene Stadtquartiere mit unterschiedlichen Bevölkerungsschichten, mangelt es noch an einer ausreichenden Materialbasis. So bleibt nur der Blick auf andere Quellen.

Da Fingerringe im Mittelalter zu den meistgetragenen Schmuckstücken gehörten, verwundert es nicht, dass sie Eingang in die zeitgenössische bildende Kunst und Literatur fanden. Diese Quellen erschließen die vielfältige symbolische Bedeutung des Rings in der mittelalterlichen Gesellschaft. Als Beispiel kann die damals begründete Tradition des Ringtauschs bei der Eheschließung dienen. Bis heute gelten Freundschafts-, Verlobungs- und Eheringe als ein Zeichen gegenseitiger Treue.

Geben die mittelhochdeutschen Quellen das Material eines solchen »vingerlîn« an, handelt es sich meist um Edelmetall. In königlicher Umgebung war es natürlich ein »guldîn vingerlîn«, das Siegfried der Brunhild im Nibelungenlied raubt. Im Schwankroman »Der Pfaffe Amis« aus dem 13. Jahrhundert spenden ansonsten mittellose Frauen ihre goldenen und silbernen Fingerringe einem betrügerischen Priester, um so ihre Ehre zu retten. Fingerringe gehörten offensichtlich zum »Mahl-schatz«, zur Brautgabe, und verblieben in der Verfügungsgewalt der Frau.

In einen solchen Zusammenhang lassen sich die Fingerringe aus Glas anhand der mittelhochdeutschen Dichtung nicht einordnen: Gottfried von Straßburg beschreibt in seinem Werk aus dem 13. Jahrhundert das vollkommene Glück von Tristan und Isolde in der Liebesgrotte, das durch nichts – und sei es fast umsonst – zu steigern gewesen wäre. Als Metapher für dieses »fast umsonst«, also den geringen Wert, benutzt er neben der »bône« (Bohne) auch das »glesîn vingerlîn«. Walther von der Vogelweide kontrastiert in einem Vers seines Epos »Schönheit und Anmut« den gläsernen Fingerring der Geliebten mit dem goldenen Ring einer Königin und verdeutlicht damit den geringen Rang der besungenen Frau: »...und nim dîn glesîn Vingerlîn für einer küniginne golt.« Waren die Glasringe also nur eine Art mittelalterlicher Modeschmuck, wohlfeiler Tand und für jedefrau zu erwerben?

Summary

A glass ring found in a 13th century pit filling in the centre of Dortmund gave rise to the study of this category of find from various perspectives. These widespread finger rings, which were made in various shapes and colours using a kind of coiling technique, and are found in large numbers in certain areas, probably represent centres of manufacture and trade. Both archaeological clues and Middle High German records show that this was an inexpensive type of jewellery which appealed to a wide range of female customers.



Samenvatting

De vondst van een glazen ring, in een opge- vulde kuil uit de 13e eeuw, in het centrum van Dortmund, is de aanleiding om deze vondst- groep vanuit verschillende invalshoeken te bekijken. Met name hoge vondstconcentraties van deze veel voorkomende vingerringen, die in verschillende vormen en kleuren in een soort wikkeltechniek werden geproduceerd, zijn vermoedelijk uit productie- of handels- centra afkomstig. Archeologische indicaties en Middelhoogduitse bronnen bevestigen dat het hier om een aantrekkelijk geprijsde variant van een sierraad gaat, dat een brede laag van vrouwelijke kopers aansprak.

Literatuur

Egenolf von Stauffenberg, Peter von Stauffenberg (Martin Schott, Straßburg um 1489–90) GW 9243, Blatt a6b. – **Wilhelm Theobald**, Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert. Des Theophilus Presbyter Diversarum artium schedula (Berlin 1933). – **Detlef G. Ulrich**, Halbedelsteine und Glasfunde. In: Adriaan von Müller/Klara von Müller-Mučí, Ausgrabungen, Funde und naturwissenschaftliche Untersuchungen auf dem Burgwall in Berlin-Spandau. Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Neue Folge 6 (Berlin 1989) 57–99. – **Peter Steppuhn**, Glasfunde des 11. bis 17. Jahrhunderts aus Schleswig. Ausgrabungen in Schleswig 16 (Neumünster 2002). – **Volker Demuth**, Keramik und Glas aus Marsleben. In: Harald Meller (Hrsg.), Archäologie XXL: Archäologie an der B 6 im Landkreis Quedlinburg. Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4 (Halle/Saale 2006) 228–232.

Abb. 5 Eine Auswahl gläserner Fingerringe aus Schleswig, M 1:1 (Foto: Steppuhn 2002, Farbtafel 1).